

1 Einleitung

1.1 Zur (problematischen) Unterscheidung von »sex« und »gender«

Im Alltag »wissen« wir meist auf Anhieb, welches Geschlecht unser Gegenüber hat. Es ist ein Mann *oder* eine Frau, ein Junge *oder* ein Mädchen. Dieses Wissen ist uns selbstverständlich und wird auch selten hinterfragt. Ebenso gehören zu unserem Alltagswissen Vorstellungen über typische Eigenschaften von Männern und Frauen, die wir für teils angeboren, teils anerzogen halten. In den 1950er und 1960er Jahren haben sich für die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht die englischsprachigen Begriffe »sex« und »gender« durchgesetzt. Bekannt geworden sind sie im Wesentlichen durch die zweibändige sozialpsychologische Untersuchung »Sex and Gender« von Robert Stoller (1974, erstmals 1968; 1975). Die Verwendung des (ursprünglich aus der Linguistik stammenden) Begriffs »gender« für die Geschlechterforschung geht insgesamt auf John Money zurück, der in den 1950er Jahren erstmals den Begriff »gender identity« verwendete (Money et al. 1955; siehe auch Money 1973).

Unter »sex«, dem *biologischen Geschlecht*, wird der körperliche Status verstanden, er wird festgeschrieben durch die Existenz von primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen. Die Zuschreibung zu einem Sexus erfolgt in unserer Gesellschaft auf der Basis biologischer Kriterien, in der Regel den Genitalien. Üblicherweise erfolgt diese Zuschreibung bei der Geburt mit dem Satz »Es ist ein Junge« bzw. »Es ist ein Mädchen«. Von einer »geburtlichen Zuschreibungspraxis« spricht Stefan Hirschauer (1989, 101). Diese erste Zuordnung zieht die Namenswahl nach sich, die aufgrund dieser Zuteilung erst erfolgt und die in unserer Gesellschaft, von medizinischen und juristischen Geschlechtswechseln abgesehen, die lebenslängliche Zuschreibung zu einem Geschlecht nach sich zieht. Die Zuteilung zu einer solchen »sex category« (West/Zimmerman 1987, 14) gilt als unverrückbar, sie erfolgt mittels einer als selbstverständlich empfundenen Zuord-

nung zu *einer* von *zwei* biologischen Geschlechtsmöglichkeiten, eine Zuordnung, die ihrerseits höchst folgenreich ist. Sie zieht, knapp formuliert, in unserer Gesellschaft nach sich, welche Kleidung dieses Kind eines Tages tragen wird, welche Bildungs- und Berufsoptionen es hat, welche Lebenserwartung es erhoffen kann, an welchen Krankheiten es möglicherweise leiden und sterben wird. In anderen Teilen der Erde entscheidet sich darüber hinaus, ob es genug zu essen bekommt oder ob es überhaupt überleben darf.

»In allen Gesellschaften bildet die anfängliche Zuordnung zu einer Geschlechtsklasse den ersten Schritt in einem fortwährenden Sortierungsvorgang, der die Angehörigen beider Klassen einer unterschiedlichen Sozialisation unterwirft.« (Goffman 1994, 109)

Unter *sozialem Geschlecht* hingegen, dem »gender«, werden Geschlechtseigenschaften verstanden, die sozial geprägt sind. Gendertypische Geschlechtseigenschaften werden im Verlauf der Sozialisation durch die Gesellschaft (zum Beispiel durch Eltern, Geschwister, Erzieher etc.) vermittelt. Genderzugehörigkeit wird zunächst in der Sozialisation *erworben*, aber auch im Erwachsenenleben immer wieder bestärkt und bestätigt. Soziales Geschlecht umfasst die kulturell mehr oder weniger verbindlich festgelegten Aktivitäten und Verhaltensweisen, die einem biologischen Geschlecht zugeschrieben werden. In der Regel sind die genderspezifischen Verhaltens- und Handlungsweisen in einer Gesellschaft für ihre Mitglieder so eng mit der biologischen Zuschreibung verknüpft, dass sie als biologisch fundiert gedacht werden. Diesem Alltagswissen zufolge sind »Frauen« dann eben A, B und C, zum Beispiel kommunikativ, emotional, sensibel etc., »Männer« hingegen D, E und F, zum Beispiel schweigsam, sachlich, robust etc. Diese Zuschreibungen fallen von Gesellschaft zu Gesellschaft verschieden aus. So gelten Frauen auf Madagaskar als gute Händlerinnen für wertvolle Waren (während hingegen Männer nicht »hart« genug sind für Verhandlungen, bei denen es um viel Geld geht). In Vietnam stellen Frauen die idealen Straßen- und Bauarbeiter (weil Männer nicht »zäh« genug sind für die schwere Arbeit). Bei den Tchambuli zieren sich die Männer, während die Frauen im Flirt initiativ werden. Gender-spezifische Merkmale sind also kulturell erzeugt. Was gesell-

schaftlich als »typisch« Mann, was als »typisch« Frau gilt, ist eine soziale Zuschreibung. Diese Zuschreibungen sind insofern beliebig, als sie ihrerseits nicht biologisch begründbar sind. Dass das *Resultat* dieser Zuschreibungen von uns im Alltag als selbstredend »typisch männlich« resp. »typisch weiblich« wahrgenommen wird, ist Ergebnis eines nahezu undurchdringlichen Essentialisierungsprozesses.

Mit dieser Unterscheidung zwischen »sex« und »gender« argumentierten bis in die späten 1980er Jahre (und teils auch heute noch) sehr viele Untersuchungen. Sie war insofern hilfreich, als mit ihr darauf aufmerksam gemacht werden konnte, dass das soziale Geschlecht eben Resultat von gesellschaftlichen Zuschreibungspraktiken ist und nicht einfach biologisch begründet werden kann. Dennoch erwies sich die »sex/gender«-Unterscheidung als problematisch.

Gildemeister/Wetterer hatten 1992 massive Kritik an der »soziale(n) Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre(r) Reifizierung in der Frauenforschung« geübt. Die Einwände galten insbesondere der feministischen Sozialwissenschaft, welche sich, wie Gildemeister/Wetterer ausführten, »an der sozialen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit beteiligt« (1992, 204), da sie die gesellschaftliche Klassifikation in zwei Geschlechter als unhinterfragten Ausgangspunkt wissenschaftlicher Argumentationen setzen und damit unfreiwillig zu einer »Reifizierung und bloßen Verdopplung der »natürlichen« Zweigeschlechtlichkeit beitragen (können)« (1992, 214; Klammer im Original). Die insbesondere in der Frauenforschung jahrzehntelang praktizierte Parallelisierung von biologischem und sozialem Geschlecht, also von »sex« und »gender«, bezeichneten Gildemeister/Wetterer daher als »Scheinlösung«:

»Sie hängt mit einer stillschweigenden Parallelisierung von biologischem und sozialem Geschlecht zusammen und besteht deshalb nicht nur in einem verlagerten – weil in der Kategorie »sex« scheinbar abgespalteten – Biologismus, sondern in einem *latenten Biologismus der Gesamtkonstruktion »sex-gender.«* (1992, 207; Hervorhebung im Original)

»Gender« wird also als bloße kulturelle Überformung eines gegebenen biologischen Unterschieds gedacht, dessen grundle-

gende Zweiteilung nicht in Frage gestellt wurde. Es schleicht sich daher ein verdeckter Biologismus in die als sozialwissenschaftlich gemeinte Begrifflichkeit ein. Die Zweiteilung des »sex« setzt sich damit unversehens – und vor allem unbeabsichtigt – im »gender« fort, die »Annahme, daß es jenseits aller kulturellen Prägung eine Natur der Geschlechter gibt, die in allen Kulturen – wie auch immer vermittelt – zum Ausdruck kommt, bleibt in der Grundstruktur unangefochten« (1992, 206). Die binäre Optik bleibt erhalten. Die Alltagsvorstellung, dass es eben »Männer« und »Frauen« gibt, setzt sich im wissenschaftlichen Diskurs fort.

Gildemeister und Wetterer beziehen sich auf Untersuchungen, die auch in den folgenden Kapiteln eine Rolle spielen werden, etwa den Studien aus der Anthropologie, die zeigen, dass es in vielen Kulturen dritte Geschlechter gegeben hat (z. B. den »berdache«, siehe hierzu Kapitel 8). Vor allem aber beziehen sie sich auf Studien aus der Ethnomethodologie, die die statische Unterscheidung von »sex« und »gender« überwinden.

1.2 »Doing gender«. »Doing difference«?

Seit den frühen ethnomethodologischen Untersuchungen über Geschlecht und Transsexualität durch Garfinkel (1967) und Kessler/McKenna (1978) wird in der sozialwissenschaftlichen Gender-Forschung davon ausgegangen, dass Geschlecht kein bloßes Ausdrucksverhalten ist, das sich aus sozialem Geschlecht, geschweige denn einem biologischen, ableiten ließe. Nicht nur das soziale Geschlecht, auch das biologische Geschlecht ist eine soziale Konstruktion. Garfinkel hatte dies insbesondere am »Passing«-Prozess der Transsexuellen Agnes gezeigt, Kessler/McKenna widmeten auch anderen Phänomenen Aufmerksamkeit, etwa den in zahlreichen Kulturen nachgewiesenen dritten Geschlechtern (vgl. ausführlich Kapitel 8). Ihre Resultate brachten die unhinterfragte (und im Alltag weitgehend auch unhinterfragbare) Alltagstheorie, der zufolge es zwei, genau zwei und nur zwei Geschlechter gibt, ins Wanken (vgl. hierzu Garfinkel 1967b, 122–128 und Kessler/McKenna 1978, 122ff.). Die Ethnomethodologie behandelt soziale Wirklichkeit nicht einfach als etwas statisch Gegebenes. Sie ist vielmehr ein fortwährender

Erzeugungsprozess. Harold Garfinkel bezeichnete sie daher als eine *Vollzugswirklichkeit*, als ein »ongoing accomplishment« (Garfinkel 1967b, vii). Dies gilt auch für Geschlecht. West und Zimmerman hatten dieses Argument, aufbauend auf den genannten Arbeiten von Harold Garfinkel und Erving Goffman, auf Geschlechtskonstruktionen angewendet und den Vorgang der *Herstellung* von Geschlecht als »doing gender« bezeichnet (1991, zuerst 1987).

Die »doing«-Formulierung geht auf Harvey Sacks zurück. Mit dem Begriff des »doing« beschreiben Ethnomethodologie und Konversationsanalyse zum einen den Prozesscharakter von Handlungen und verweisen zugleich auf die Leistungen der Interagierenden. Lindsey Churchill fasst diese Herangehensweise wie folgt zusammen:

»The ethnomethodologist continually asks the *technical* question, »How is that social activity done?« Harvey Sacks keeps this question in front of him by using the verb »to do« in thinking about social activities. He refers to arguing as *doing* arguing; being embarrassed as *doing* embarrassment; exclaiming as *doing* exclaiming; questioning as *doing* questioning, etc. In this way he tried to keep focused on the methodological ways in which social activities are produced by members of the culture.« (1971, 183; Hervorhebungen im Original)

West und Zimmerman wenden nun diesen sich stetig vollziehenden Prozess der Wirklichkeitserzeugung auf Geschlecht an und definieren »gender as a routine, methodical, and recurring accomplishment« (1991, 13). Der große Vorteil dieses Ansatzes ist, dass Geschlechtszugehörigkeiten nicht als ein für allemal erworben gedacht werden, sondern dass das Augenmerk darauf gelenkt wird, wie Menschen *in* konkreten Situationen *im* Umgang mit anderen Menschen ihr eigenes Geschlecht *und* das Geschlecht der anderen fortwährend erzeugen. Es wird also – anders als in der Rollentheorie – nicht von einer fest umrissenen Geschlechtsrolle ausgegangen, die ein Mensch erwirbt und innehat, sondern von *situativen* Praktiken, die wir als kompetente Mitglieder der Gesellschaft beherrschen. Die Kritik am Geschlechtsrollenmodell ist elementar: Ein Rollenbegriff, so West und Zimmerman, verdunkle eher die Praktiken, die notwendig sind, um Geschlecht zu erzeugen (»the notion of gender as a role

obscures the work that is involved in producing gender in everyday activities«; 1991, 14).

»Doing gender« begreift Geschlecht also als Herstellungsprozess. An diesem Herstellungsprozess sind zwei Dinge zentral: Er ist zunächst, so West/Zimmerman (1991, 32), unvermeidbar: »Doing gender is unavoidable.« Er ist vor allem aber nicht augenfällig. Die Praktiken der kontinuierlich erzeugten Zugehörigkeit zu Geschlecht sind für uns im Alltag in der Regel nicht wahrnehmbar und nicht erkennbar. Wir nehmen sie vielmehr als natürliche Ausdrucksformen hin und begreifen sie als wesenszugehörig – wir essentialisieren sie. »Doing gender« ist ein Herstellungsprozess, der seinen Herstellungscharakter unkenntlich macht. Im »doing gender« wird der Herstellung ihr Herstellungscharakter nicht angesehen. Gleichwohl nehmen wir die Bedingungen und die Konsequenzen dieses Herstellungsprozesses wahr: Er ist, um eine Formulierung von Harold Garfinkel zu verwenden, »seen but unnoticed«.

Der Ansatz des »doing gender« wurde 1995 von West und Fenstermaker zum »doing difference« erweitert. Anders als die erste Theorie, die große Resonanz fand, war das Konzept des »doing difference« von Anfang an umstritten. Der Abdruck des Textes in »Gender & Society« (1995a) wurde von einem Symposium begleitet, in dem sich zahlreiche Autoren kritisch zum Text äußerten (Collins et al. 1995), wiederum gefolgt von einer Replik der Verfasserinnen (1995b) (siehe für eine Rückschau auf die Debatte auch den Aufsatz von Fenstermaker und West: »Doing difference« revisited«; 2001).

In »Doing difference« hatten West und Fenstermaker die ethnomethodologische Perspektive auf den Herstellungscharakter von sozialer Ungleichheit auszudehnen versucht und allgemein »difference« as an ongoing interactional accomplishment« konzeptualisiert. Neben Geschlecht sind die zentralen Prozesse der Herstellung von Differenz (und im Text damit zugleich auch von Ungleichheit und Unterdrückung) Ethnie (»race«) und soziale Schicht bzw. Klasse (»class«):

»We assert that, while gender, race, and class (...) exhibit vastly different descriptive characteristics and outcomes, they are, nonetheless, comparable as mechanisms for producing social inequality.« (1995a, 9)

Begründet wird die Erweiterung des »doing gender« hin zu einem »doing difference« zweifach: Zum einen damit, dass diese Differenzierungsprozesse nicht voneinander trennbar wären (»they work simultaneously«; 1995a, 19), Geschlecht somit nur eine Differenzierungsmöglichkeit im unteilbaren Dreigestirn von Geschlecht/Rasse/Klasse darstellt. Der zweite Grund für die Verschiebung der Argumentation ist erkennbar ein politischer, nämlich die Einsicht, dass »feminist thought suffers from a white middle-class bias« (1995a, 10) und dass »feminist theory is dominated by white, highly educated women« (ibid.). Entsprechend werden in einem der klassischen Mengenlehre ähnelnden Schaubild mit dem Titel »oppressed people« (1995a, 14) drei Kreise gezeichnet, die sich wechselseitig überschneiden. In jedem Kreis befindet sich ein »unterdrücktes ›Volk‹«: »those oppressed by gender«, »those oppressed by race« und »those oppressed by class«. Die Schnittmengen werden entsprechend bevölkert: Die Schnittmenge von »those oppressed by gender« und »those oppressed by race« enthält zum Beispiel die »women of color« (aller Klassen), die Schnittmenge von »those oppressed by class« und »those oppressed by race« enthält zum Beispiel die »working-class men of color« sowie die »working-class women of color« etc.

Diese Darstellung wurde im erwähnten Symposium vor allem hinsichtlich der ahistorischen und dekontextualisierten Argumentation kritisiert (siehe auch Romaine 1999, 23–28 für eine ausführliche Kritik). Den dort angeführten Kritikpunkten seien vier weitere hinzugefügt:

(1) Die Hinzufügung von Rasse und Klasse (resp. Ethnie und sozialer Schichtung) mag zwar eine Antwort auf den Vorwurf sein, der Feminismus habe einen »white middle-class bias« (1995a, 10). Was damit aber aufgebaut wird, ist ein klarer – politisch korrekter – US-Bias in der Argumentation. Denn eine Reihe anderer Kategorien, die in anderen Teilen der Welt zu sozialer Differenzierung erheblich beisteuert, fehlt in der Darstellung, etwa Religion oder Generation bzw. Alter, die aber nun mal – zu diesem Zeitpunkt zumindest – nicht im Zentrum von »political correctness« standen.

(2) Nicht alle Differenzierungsformen werden gleichermaßen biologisiert und essentialisiert wie Geschlecht. Wohl wurden zum Beispiel soziale Unterschiede religiös legitimiert (»gottge-

wollt«), etwa in der Ständegesellschaft in Mittelalter und früher Neuzeit in Europa; noch heute ist die Kastenzugehörigkeit im indischen Hinduismus religiös begründet. Jedoch sind die Zugehörigkeiten zu Klasse oder sozialer Schichtung offensichtlich hinterfragbar und durchlässiger (geworden). Dies ist bei Geschlecht nicht der Fall. Die individuellen Ausdrucksformen (in Goffmans Formulierung: das »gender display«) haben sich – zumindest in der nordwestlichen Hemisphäre – pluralisiert, in Kleidung, Haartracht etc. Aufgehoben ist die grundlegende binäre Kodierung in männlich und weiblich damit keineswegs. »Ein soziales Phänomen ist an der äußerlich verbindlichen Macht zu erkennen, die es über die Einzelnen ausübt oder auszuüben imstande ist (...).« (Durkheim 1984, 112) Geschlecht ist in unserer Alltagswahrnehmung ein sozialer Tatbestand, der mächtiger ist als andere, undurchschaubarer, unangreifbarer, unhintergebar.

(3) »Race« und »class« sind Differenzierungsmechanismen, die diese sozialen Gruppen *durch* diese Differenzierung in schwarz und weiß, oben oder unten, deutlich voneinander separieren – nach Wohngebieten in getrennte Wohnorte oder Stadtviertel zum Beispiel. Geschlecht hat demgegenüber eine eher weniger separierende denn hierarchisierende Funktion: Der Zwang zur heterosexuellen Paarbildung (vgl. zu Goffman weiter Kapitel 8) führt ja im Gegenteil dazu, dass sich in Paaren und Familien Männer und Frauen in *einer* Einheit wiederfinden. »Es ist, als ob die Gesellschaft Schwestern einen Bruder an die Seite stellt, damit Frauen von Anfang an ihren Platz kennenlernen, und sie stellt eine Schwester neben Brüder, damit Männer den ihren finden.« (Goffman 1994, 130/131)

(4) Auffällig ist, dass außer Geschlecht keiner der Differenzierungsapparate rein binär und exklusiv kodiert ist. Das mittelalterliche Ständesystem kannte drei Stände. Johann Friedrich Blumenbachs Systematik der menschlichen Hautfarben aus dem Jahre 1779 im »Handbuch der Naturgeschichte« unterschied fünf Rassen, »Schwarze«, »Weisse«, »Rote«, »Gelbe« und »Braune«. In der Sozialstrukturanalyse wurden neben Unter-, Mittel- und Oberschicht auch die untere Unterschicht, die mittlere Unterschicht etc. unterschieden, oder es wird nach mehreren »Milieus« differenziert. (Karl Marx' binärer Antagonismus von Bourgeoisie und Proletariat sollte im »Klassenkampf« und letztendlich in ei-

ner »klassenlosen Gesellschaft« münden.) Die verschiedenen Differenzierungsformen treten uns im Alltag mit einer unterschiedlichen »Härte« entgegen. Auch die Frauenbewegung hat nie die Zweiteilung an sich bezweifelt, sondern nur deren Folgen zu thematisieren und zu bekämpfen versucht. Die Bedingungen der Differenzierung blieben erhalten, nur ihre Konsequenzen sollten minimiert werden. »Das Geschlecht«, so Goffman im Anschluss an die berühmte Formulierung von Karl Marx, »nicht die Religion, ist das Opium des Volkes.« (1994, 131)

1.3 Kommunikation von Geschlecht, Kommunikation über Geschlecht

»Doing gender« bedeutet damit, dass in diesen Prozessen der Herstellung von Geschlecht ein geschlechtlicher Dimorphismus erzeugt wird, den wir für selbstverständlich halten. Doch wie geschieht dies? West und Zimmerman zufolge spielen *Interaktionen* in diesem »social doing of gender« die entscheidende Rolle:

»We argue that gender is not a set of traits, nor a variable, nor a role, but the product of social doings of some sort. What then is the social doing of gender? (...) We claim that gender itself is constituted through interaction.« (West/Zimmerman 1991, 16)

Kommunikation ist an diesen interaktiven Prozessen entscheidend beteiligt. Der Prozess des »doing gender« erfolgt nicht »stumm«. Zwar können, wie Hirschauer in seiner Studie zur Transsexualität zeigt, auch Blicke sexuieren (1993b, 35). Doch da die meisten Interaktionen über und durch (verbale) Kommunikationen geschehen, sie zumindest an ihnen einen großen Anteil haben, erfolgt auch »doing gender« vorwiegend kommunikativ. Neben dem »doing gender« geschehen hier auch Prozesse von »undoing gender«, also Vorgänge, die eine gezielte Desexuierung von Geschlecht durch Kommunikation bewirken (vgl. hierzu Kapitel 9).

Die Hervorbringung von Geschlecht ist also auch und in erster Linie ein kommunikatives Geschehen. Wir kommunizieren als Männer und als Frauen – und bringen uns doch erst in dieser Kommunikation *als* Männer und *als* Frauen hervor. Prozess und

Resultat gehen ungesehen ineinander über. Im Alltag – und mitunter in manchen wissenschaftlichen Beiträgen – geht dies mit einem schier unhintergehbaren Essentialismus einher.

Für die Kommunikation *über* Geschlecht, wie sie in diesem Buch erfolgt, birgt dies ein Problem. Die Beschreibung von Kommunikation und Geschlecht muss sich selbst einer Sprache bedienen. In dieser wird dann zwangsläufig immer wieder zwischen »Männern« und »Frauen« unterschieden. Ein Buch, das Kommunikation und Geschlecht zum Gegenstand hat, hat insofern ein Reflexivitätsproblem, als mit einer fortwährenden Unterscheidung zwischen »Männern« und »Frauen« ein Reifizierungsproblem einhergeht, wie es auch Gildemeister und Wetterer (1992) beschrieben: die ungefragte Fortsetzung alltagsweltlichen Denkens in zweigeschlechtlichen Strukturen und damit eine Fortsetzung von Alltagstheorien im wissenschaftlichen Diskurs. Beim Thema Kommunikation und Geschlecht ist dieses Reifizierungsproblem besonders heikel, als (alltägliche) Sprache und (wissenschaftliche) Metasprache in eins zu kollabieren drohen. Insbesondere die Beidbenennung, die durch Movierung auf »-in« (sogenannte In-Suffigierung, siehe Kapitel 2) erfolgt, scheint im Zusammenhang mit dem Reifizierungsproblem ausgerechnet beim Thema Kommunikation und Geschlecht problematisch. Nicht nur, dass die Unterscheidung selbst nicht befragt wird – sie wird verstärkt durch die sprachliche Hervorhebung und, in Vorschriften zur sprachlichen Gleichbehandlung der Geschlechter, institutionalisiert.

Für die folgenden Ausführungen wurde daher eine nicht unproblematische Entscheidung getroffen: Das Buch verzichtet auf explizite Beidbenennung und damit auf eine fortwährende Reifizierung von Zweigeschlechtlichkeit durch Sprache. An Stelle der fraglichen Beidbenennung werden auf den folgenden Seiten, wo es geht, immer wieder neutralisierende Formulierungen verwendet. Die im Zusammenhang mit dem Thema unausweichliche Rede von Männern und Frauen wird in ihrer essentialisierenden Kraft dadurch zu entschärfen versucht, als mitunter von »Männern« und »Frauen« die Rede ist. Bei diesem Problem (und anderen) hilft nur Goffmans Lakonie: